

zwungen wäre, noch eben geduldet durch das Haus zu schleichen, fast illegal und eilfertig eine Blitzliturgie zu inszenieren, höchstens am Abend noch ein Gespräch mit total erschöpften Patienten zu versuchen, und im übrigen nur in Notfällen zu bereits Bewußtlosen herbeizitiert würde. Er soll seines Amtes walten können, wo es geht um die Seele des Menschen, um sinnvolle Rückkehr ins Leben, um Bewältigung von Krankheit und Leid, von Alter und Siechtum, um Schuld und Vergebung, um Wahrheit und Hoffnung, und um das Sterben.

Darf ich zum Schluß noch einmal kurz zu sprechen kommen auf die daheim *Bettlägerigen*? Wer nimmt sich ihrer an? Im letzten Jahr sind allein in einer einzigen Diözese 63 Stationen ambulanter Pflege in den Gemeinden draußen gekündigt worden — wegen des Nachwuchsmangels der Orden. Ich habe kürzlich eine Kranke daheim angetroffen, die seit 17 Jahren nicht mehr auf der Straße war, weil ihr Herzleiden jedes Treppensteigen unmöglich macht. Eine alte Dame gestand mir beim Krankenbesuch, daß sie seit 8 Monaten nicht mehr warm gegessen habe; sie besitzt noch einen Rest Schwarztee und eine Nachbarin bringt ihr jeden zweiten Tag einen Leib Brot. Eine andere liegt daheim, unheilbar aus dem Krankenhaus entlassen; jeden Morgen gegen 10 Uhr kommt die Pfarrschwester, legt trocken, gibt die Injektion gegen die furchtbaren Schmerzen und ein mitgebrachtes Süpplein, und dann ist die Leidende wieder allein, der Pein, dem Hunger und der Einsamkeit ausgeliefert. Was kann hier ein 64jähriger Pfarrer einer Großstadtgemeinde selber tun? Krankenseelsorge ist — wie jede Sorge um den Mitmenschen — immer wieder nicht so sehr Amtspflicht von Spezialisten, sondern Verantwortung aller. Das ist eine der großen Urkunden der Menschheit, wenn Christus vorhersagt: „Ich war krank, und ihr habt mich besucht. Denn was ihr einem von diesen meinen Brüdern, und sei es dem Geringsten, getan habt, das habt ihr mir selbst getan!“ (Mt 25, 40).

BRUNO REGNER

Der Bischofbrief

Ein Fastenhirtenbrief in neuer Form

Statt des herkömmlichen Hirtenbriefes in der Fastenzeit, der in allen Kirchen verlesen (und nur von einem Drittel aller Christen zur Kenntnis genommen) wird, hat Erzbischof Dr. Andreas Rohrer von Salzburg in der Fastenzeit 1967 eine neue Form der Kommunikation gewählt: Er schrieb einen persönlich gehaltenen Brief an die „Sehr geehrten Damen und Herren“ in seiner Diözese. Dieser Brief, der handgeschrieben war und in gutem Faksimile hergestellt wurde, enthielt die Bitte, zu den Fragen, die in einem Beiblatt angefügt waren, Stellung zu nehmen. Von besonderer Bedeutung war dabei der Wunsch des Bischofs, diese Stellungnahme „im Kreise Ihrer Familie, in Gesprächsrunden, in den Vereinigungen, denen Sie angehören oder im Pfarrausschuß“ durchzubespochen. Damit war ein gewaltiger Impuls für religiöse Gespräche und Diskussionen gegeben, der dann tatsächlich — mehr als man hoffen konnte — wirksam wurde.

Vorbereitung der Synode

Der äußere Anlaß für diesen Brief war die angekündigte Diözesansynode 1968. Der Bischof wollte mit dem *Dialog* Ernst machen. Er wollte einmal selbst „hörende Kirche“ sein, damit er mit seinem Lehrwort nicht an den Menschen von heute vorbeiredete. Wie wir noch sehen werden, ist gerade die Unmittelbarkeit der Aussagen, die über den religiösen und geistigen Stand des „Volkes Gottes“ Aufschluß geben, von größter Wichtigkeit. Bauen wir in unseren Überlegungen und Plänen, in den Beschlüssen der

unzähligen Tagungen und vielleicht auch der Synode nicht manchmal Luftschlösser, während die Wirklichkeit ganz anders aussieht? Durch diesen so offiziellen und doch so brüderlichen Aufruf zur Stellungnahme und zum Nachdenken wurde das ganze Volk Gottes wohl erstmalig um seine Meinung in kirchlichen Belangen gefragt.

Probefragung

Ein erster Entwurf des „Bischofbriefes“ mit dem Fragebogen wurde an über hundert Wohnparteien in einem Häuserblock mit der Post versandt. Auf dem Briefumschlag stand als Absender – nicht zu übersehen – „Der Erzbischof von Salzburg“. Nach zehn bis vierzehn Tagen wurden alle diese Haushalte von eigens geschulten Leuten besucht, die ungefähr folgende Fragen ins Gespräch brachten: „Haben Sie nicht einen Brief vom Erzbischof erhalten? – Haben Sie diesen Brief zur Hand? – Haben Sie ihn gelesen? – Haben Sie ihn bereits beantwortet oder haben Sie die Absicht, ihn zu beantworten? – Wenn Sie es nicht tun wollen, warum nicht? – Was sagen Sie überhaupt dazu, daß der Erzbischof Ihnen schreibt und Ihre Meinung wissen will? . . .“

Es stellte sich heraus, daß der Brief in dieser ersten Form kein allzu großes Interesse fand: „Es kommt so viel ins Haus, man beachtet es nicht mehr. Auch der Bundeskanzler und andere hochgestellte Persönlichkeiten schreiben persönliche Briefe, so ist es nichts Außergewöhnliches, wenn auch der Erzbischof schreibt. Wir glaubten, der übliche Erlagschein läge in dem Brief und haben ihn deshalb weggelegt . . .“. Dieser erste Brief war mit Maschine geschrieben und die Fragen waren eingearbeitet; er wurde dadurch etwas lang. Der raschlebige Mensch von heute liest ungern lange Briefe. Auf diese Befragung hin wurde die vorliegende Form – Handschrift für den kurzen Brief und Beiblatt für die Fragen – gewählt, was sich für die Beantwortung und Auswertung günstig auswirkte.

Die Fragen

Nun zu den Fragen selbst, die auf dem Beiblatt zum Bischofbrief angegeben waren und zu denen Stellung genommen werden sollte. Da es um gut überlegte Stellungnahmen, nicht um Meinungsforschung im üblichen Sinn ging, hatte man davon abgesehen, Fragen zu stellen, die einfach mit Ja oder Nein zu beantworten gewesen wären. Damit ist ein Hauptziel des Briefes erreicht worden: daß sich nämlich Menschen zusammentun und gemeinsam Überlegungen anstellen, diskutieren und Meinung bilden und diese Meinung auch zu Papier bringen – eine gewaltige geistige Bewegung also, die ausgelöst werden sollte.

Über die Fragen selbst kann man verschiedener Meinung sein. Einigen waren sie zu kirchlich, anderen war die Formulierung zu wenig provokant, manche meinten gar, sie gingen völlig am Leben des Menschen von heute vorbei. Der Herr Erzbischof hatte sich jedoch bei der Erstellung der Fragen von einem Team von Seelsorgern, Psychologen und Soziologen beraten lassen. Folgende Fragen wurden gestellt.

1. Welche Schwierigkeiten haben die kirchenfremden Christen, an Christus zu glauben und am kirchlichen Leben teilzunehmen? Warum erscheint den Menschen von heute die Kirche oft unglaublich?
2. Was muß geschehen, daß möglichst alle Christen den Gottesdienst besser verstehen und mitfeiern können? Was gefällt Ihnen an der neuen Form der Meßfeier? Was gefällt Ihnen nicht? Wie können die vorhandenen Schwierigkeiten behoben werden?
3. Warum können sich so wenige junge Menschen zu den Apostolatsberufen (Priestertum, Ordensstand, Seelsorgshilfe, Laienkatechet) entschließen? Würden Sie einem Ihrer Kinder oder Angehörigen zu einem dieser Berufe raten? Wenn aber nicht, warum?
4. Welche neuen Möglichkeiten müssen wir suchen, um unseren Mitmenschen die Botschaft Jesu Christi nahebringen zu können? Worüber und wie sollte heute gepredigt

werden, um die Menschen anzusprechen? Welche Anregungen für einen zeitgemäßen Religionsunterricht in der Schule haben Sie? Welche Verbesserungsvorschläge haben Sie für unsere kirchliche Presse (Rupertusblatt, Zeitschriften usw.)?

5. Wie kann das Kirchenbewußtsein geweckt werden? Welche Aufgaben, die heute noch vielfach die Priester wahrnehmen, sollen immer mehr von Laien in eigener Verantwortung übernommen werden?

6. Welche anderen Fragen erscheinen Ihnen für eine Reform der Kirche von Salzburg wichtig?

Auf der zweiten Seite des Beiblattes war besonders zu vermerken, mit wieviel Personen und in welchem Kreis – ob in der Familie, mit Arbeitskollegen, in der Nachbarschaft oder im Pfarrausschuß – die Themen durchbesprochen wurden.

Die Durchführung

Die Verteilung der Briefe an die ca. 110.000 Haushalte der Erzdiözese erfolgte über die Pfarren. Drei Möglichkeiten wurden zur Auswahl vorgeschlagen: 1. Das Überreichen der mit Namen und Anschrift versehenen Briefe durch Vertrauensleute, 2. das Austragen der unadressierten Briefe an alle Haushalte oder 3. Postwurfsendung, welche die Pfarre selbst für ihr Gebiet organisieren und bezahlen sollte. Die erste Möglichkeit hat sich natürlich weitaus am besten bewährt, da die Wohnviertelverantwortlichen und sonstigen ehrenamtlichen „Briefträger“ mit dem Überreichen des Briefes erklärende und aufmunternde Worte verbinden konnten.

Um die Aufmerksamkeit der gesamten Öffentlichkeit noch stärker auf die Briefaktion zu lenken, wurde in den Predigten, in Rundfunk und Presse besonders darauf verwiesen. Ein eigenes Schreiben des Erzbischofs erging an alle Priester der Diözese. Als erster Einsendetermin wurde in dem Brief Ostern 1967 genannt, es waren also ungefähr zwei Monate zur Beantwortung Zeit. Bald zeigte es sich jedoch, daß diese Zeitspanne für ein gründlicheres Durcharbeiten, das allenthalben eingesetzt hatte, zu kurz war, weshalb der Termin bis Pfingsten verlängert wurde. Zweifellos war die ruhige Fastenzeit für diese Aktion sehr günstig.

Das Echo

Die ersten Briefe, die als Antwort auf das Schreiben des Bischofs eintrafen, waren meist von Fernstehenden, die in der ersten Freude, auch einmal vom Bischof angesprochen zu werden, zurückgeschrieben hatten. Manche sagten ganz offen, wie sehr sie darunter litten, nicht mehr gezählt und ernst genommen zu werden. Selbst Menschen, die nicht Christen waren, schrieben spontan ihre Antwort an den Bischof. Mancher Brief begann so: „Ich bin einer dieser Fernstehenden...“ „Ich bin zwar aus der Kirche ausgetreten...“ „Ich bin Jude, möchte aber doch meine Meinung schreiben...“ usw. Aus vielen persönlichen Briefen war die Freude der Absender zu spüren, daß sie ihre Anliegen und Wünsche einmal aussprechen konnten. Spott- oder Witzbriefe kamen nur ganz vereinzelt vor.

Naturgemäß kamen die Beantwortungen durch Gruppen später und zeichneten sich meistens durch größere Ausführlichkeit aus. Die *Pfarrausschüsse* waren zunächst die zuständigen Gremien, in denen der Brief des Bischofs durchdiskutiert werden sollte. Und sie kamen tatsächlich in Bewegung. All die Aufmunterungen der letzten Jahre, einen Pfarrausschuß zu gründen und stetig weiter zu führen, hatten nicht so viel genützt wie die freundliche Einladung des Bischofs, seinen Brief wohlüberlegt zu beantworten. Viele Pfarrer und Pfarrausschußobmänner nahmen diese Aufgabe als willkommenen Anlaß, ihren eingerosteten Pfarrausschuß wieder in Gang zu bringen. Manche Pfarrer sahen sich von den Laien zu einer Pfarrausschußsitzung geradezu gedrängt, andere mußten verwundert feststellen, daß ihre Leute – entgegen ihrer bisherigen Meinung – gerne und gut diskutierten. Nur hatte bisher anscheinend der Stoff gefehlt oder es hatte sich keine Gelegenheit im Pfarrbereich dazu geboten. Eine

einzigste Sitzung war für die vollständige Beantwortung des Bischofbriefes meistens zu kurz, so kamen sich auch die Pfarrausschußmitglieder durch das mehrmalige Gespräch persönlich näher.

In der Salzburger Erzdiözese werden seit der Zeit der Gegenreformation sogenannte *Hauslehren* gehalten: Der Priester kommt in einen Weiler, in eine abgelegene Ortschaft, in eine neue Siedlung und hält mit den Erwachsenen eine Art Christenlehre. Diese wird oft zu einer echten Erwachsenen Katechese. Bekannt wurden diese Hauslehren durch die Erlaubnis von Erzbischof Rohrer, bei dieser Gelegenheit in den Wohnungen und Häusern die Messe zu feiern. In diesen Hauslehren wurde der Bischofbrief ebenfalls eifrig durchdiskutiert. Dadurch wurde ein großer Teil der Pfarren zu den Themen des Bischofbriefes ins Gespräch gezogen.

An manchen höheren Schulen wurden die Fragen des Bischofbriefes im Religionsunterricht behandelt. Einer der Religionsprofessoren hatte in seiner Schule verschiedene Gesprächsrunden eingerichtet und eine öffentliche Schlußsitzung vorbereitet, an der auch der Lehrkörper teilnahm.

Eine der interessantesten Gesprächsgruppen war sicher ein Kreis junger Familien, deren Mitglieder fast alle aus der kommunistischen Jugendbewegung kamen. Ebenso hat das psychologische Institut einer Universität zwanzig Studenten, die im Nationale „ohne religiöses Bekenntnis“ eingetragen hatten, zur Beantwortung einiger Fragen aus dem Bischofbrief eingeladen. Sie sandten ihre Antworten tatsächlich ein.

Registriert können nur die eingesandten Briefe werden. Wir wissen aber, daß darüber hinaus bei jeder Gelegenheit, selbst beim Friseur und beim Einkaufen, der Bischofbrief im Gespräch war. In Zahlen sieht das Ergebnis so aus: Ausgesandte Briefe: 110.000, eingelaufene Briefe: 3321, darin sind Stellungnahmen enthalten von 20.500 Personen. 60 Prozent der Einsendungen sind mit Absender und Adresse versehen. Von den angegebenen Adressen sind 15,8 Prozent aus der Stadt, 44,8 Prozent vom Land. 43 Prozent der Einsendungen tragen Berufsangaben. Gesamtzahl der Berufsangaben: 1428, davon 280 Beamte, 280 Bauern, 249 Angestellte, 242 Hausfrauen, 170 Gewerbetreibende, 154 Arbeiter, 53 freie Berufe.

Was stand in den Briefen?

Die Briefe wurden zunächst – unter Wahrung der Anonymität – nach 16 Einteilungspunkten gelesen. Dann machte man sich die große Arbeit, nach den einzelnen Punkten alle Beiträge wörtlich zusammenzuschreiben. Diese Zusammenfassung liegt nun vor und kann nach verschiedenen Gesichtspunkten ausgewertet werden. Zunächst ist es für die Arbeit der Synode wichtig, einige Trends herauszulesen und in die Synodenarbeit einzubauen. Die einzelnen Leiter der Kommissionen werden sich dieser Unterlagen bedienen, um ein ständiges Korrektiv für ihre Überlegungen zu haben. Wenn im folgenden einige Ausschnitte aus den Briefen wiedergegeben werden, so nicht deshalb, um neue Erkenntnisse zu vermitteln oder besonders hervorragende Antworten zu präsentieren; im Gegenteil – die Auswahl soll einen Durchschnitt angeben, um den „Stellenwert“ der Aussagen in etwa erkennen zu lassen:

„Schwierigkeiten der Christen“:

Lehrersgattin mit Familienrunde: „Glaube wird viel zu sehr mit religiösem Brauchtum identifiziert. Mehr Nächstenliebe, weniger Kirchenbeamtentum, mehr Mut zur Toleranz, weniger hierarchische Forderungen nach Subordination. Kirche wird viel zu sehr mit „Bündnis von Thron und Altar“ identifiziert. Man sieht in ihr die weltliche Macht, nicht die priesterliche Demut.“

Heizer mit Familie und Arbeitskollegen: „Unsere Kirche wird heute von einer dichten Wolke kraftlosen Brauchtums umgeben, und viele wahrheitsuchende Menschen werden dadurch abgeschreckt. Wenn man heute ein bißchen ins Volk hineinhorchen kann, dann wird man gleich feststellen, daß fast alle Sakramente der Kirche für einen

großen Teil unserer Christen nur mehr den Charakter eines überlieferten Brauchtums ohne jede Gotteskraft und Heiligung besitzen.“

„Welche Aufgaben sollten Laien in eigener Verantwortung übernehmen?“

Beamter: „Mehr Kontakt mit den Menschen. Hineingehen in die Wohnungen. Nicht warten, bis die anderen kommen. Daher alle Verwaltungs- und Schreibarbeiten den Bürokräften und Laien überlassen und sich völlig auf seelsorgliche Arbeiten konzentrieren, vor allem außerhalb der Kirche.“

Familie: „Zeitgemäßen Religionsunterricht dürften wohl eher Laienkatecheten erteilen als alte, überlastete Priester, die oft pädagogisch zu wenig dafür ausgebildet sind. In der Pfarre könnten dem Priester viele verantwortungsvollere Arbeiten abgenommen werden, wie Kanzleidienst, Unterricht und auch die Planung für die Kirchenrenovierung. Bis jetzt wurden meistens Dinge, wie Caritassammlung, Verteilen der Kirchenblätter usw., an die Laien verteilt. Sicher müssen diese Dinge auch geschehen. Wenn aber den Laien nie verantwortungsvollere Aufgaben übergeben werden, können sie auch nie wirklich zum Mitdenken und Mitplanen kommen.“

„Wie soll heute gepredigt werden?“

Familie: „Es hat großen Wert, wenn die Priester es verstehen, in Erzählform den Menschen das Wort und die Gebote Gottes in ganz einfacher und gut verständlicher Art und Weise zu bringen. Ein Beispiel von unseren Sommergästen beweist es. Sie gingen zufällig mit unseren Kindern in die Kirche und waren ganz begeistert von der gut ausgeführten Predigt über eine Begebenheit ‚Der Herr läßt seiner nicht spotten‘. Sie sagten unter anderem, wenn sie öfter einen solchen Priester reden hören könnten, würden sie oft und mit großem Interesse in die heilige Messe gehen.“

Lehrer: „Die Predigten sollen kurz sein und nur einen Hauptgedanken herausarbeiten. Gepredigt soll vor allem werden über die praktischen Aspekte der Nächstenliebe, die Folgerungen aus den Evangelien, die Glaubenslehren, die leicht mißverstanden werden. Ich will einige Themen, wie ich sie mir vorstelle, anführen: ‚Über das Verzeihen‘, ‚Rücksicht im Straßenverkehr‘, ‚Krankenbesuche‘, ‚Pflichten eines Taufpaten‘, ‚Heiligkeit des ungeborenen Lebens‘ usw. — Predigten der Kindermessen müssen für die Schulkinder sein. Beispiele für Themen: ‚Das vierte Gebot‘, ‚Warum darf man die Eltern nicht anlügen?‘, ‚Wie bringt ein Schüler ein Opfer?‘, ‚Was soll ein Bub lesen?‘“

Man sieht aus den wenigen, willkürlich ausgewählten Beispielen, wie schwer man sagen kann: Das stand in den Briefen; oder: So denkt heute das Diözesanvolk von Salzburg. Einige zusammenfassende Bemerkungen seien dennoch versucht:

1. Das Aufzeigen von Schwierigkeiten, warum sich die Menschen heute mit dem Christentum und der Kirche schwer tun, löste naturgemäß eine Schilderung von Mißständen aus. Diese war aber keineswegs böse, eher von einer großen Mitsorge getragen. Die meisten sehen die Hauptschwierigkeit in den Christen selbst, die nicht als Christen leben. — Die Kirche als Institution sei zu verbeamtet, das Geld spiele eine zu große Rolle; die Priester seien nicht überzeugend. Obwohl nicht eigens danach gefragt wurde, kamen sehr viele Wortmeldungen zum Thema Kirchensteuer und die Art ihrer Eintreibung.

2. Im Brennpunkt des Interesses steht der Priester. Das Bild eines überlasteten, schlecht bezahlten Beamten, dessen Einfluß immer geringer, dessen gesellschaftliche Stellung immer dünner wird — ist das Image des Priesters für viele Christen. Was Wunder, wenn nicht allzu viele ihren Kindern zu diesem Beruf raten würden. — Auf der anderen Seite steht ein überzeichnetes Idealbild des Priesters, das so schwer zu erreichen sei, daß man eben dazu wie durch ein wunderbares Eingreifen des Himmels berufen sein müßte. (Eine ähnliche Erfahrung brachte bekanntlich eine Wiener Umfrage bei Mittelschülern.)

3. Geschrieben hat vielfach das einfache Volk und mehr vom Lande. Diese Tatsache soll zu Überlegungen Anlaß geben. Wo bleiben die Akademiker, wo die potenten Leute, wenn der Bischof ruft?

4. Der Stand der religiösen Erkenntnis des noch willigen Teiles des Volkes (der sich zu einem Brief aufrafft) scheint doch etwas unter dem zu liegen, was wir in unseren Predigten und Vorträgen und Artikeln der Kirchenpresse voraussetzen. Selbst unter den Kirchengängern gibt es anscheinend viele „Christentümer“, die von einem allgemeinen Gottglauben bis zu einem Bergpredigt-Christentum reichen. Daraus müßten sich doch manche Fragen für unsere Verkündigung ergeben.

Die unmittelbare Bedeutung der Stellungnahme von über 20.000 Menschen liegt in der Auswertung für die Diözesansynode 1968. Darüber hinaus ist eine ergiebige Fundgrube für weitere Auswertung und Forschung gegeben, die wegen der Unmittelbarkeit der Aussagen besonders wertvoll ist.

Ganz besonders zu beachten ist aber die gemachte Erfahrung, daß die Menschen von heute an religiösen und kirchlichen Fragen großes Interesse haben.

Was schriftlich niedergelegt wurde, bedeutet ja nur einen Bruchteil dessen, was gedacht und diskutiert wurde. Die Gesprächsrunden dürften nicht mehr aufhören. Ein Prozeß des Mitdenkens und Mitredens ist eingeleitet. Der Bischofbrief ist ein Auftrag für die Weiterarbeit.

MITTEILUNGEN

THEODOR SCHIEFFER

Eheschließung und Ehescheidung im Hause der karolingischen Kaiser und Könige

„Über die Normen der Ehe unter Christen, über ihre Schließung und Trennung, handeln die Väter in so verschiedener Weise, daß ich kaum eine Möglichkeit sehe, daraus eine einhellige Meinung abzuleiten.“ So klagt um 760 ein Bonifatius-Schüler dem anderen, der Bischof Megingoz von Würzburg seinem Amtsbruder Lul von Mainz; die Widersprüche, auf die er bei Isidor und Hieronymus, bei Augustinus und Gregor dem Großen stieß, machten ihn ratlos. Dieser Verzweiflungsausbruch wirft ein grelles Schlaglicht auf einen Tatbestand, der dem heutigen Menschen schwer verständlich ist: die Vorstellung, Christentum und Kirche hätten von früh an eine dogmatisch und rechtlich fixierte Lehre von der Ehe gekannt, ist ganz und gar ungeschichtlich; erst Scholastik und Kanonistik des Hochmittelalters haben den Sakramentscharakter und die rechtliche Normung der Ehe präzisiert.

So verwunderlich ist das freilich gar nicht. Die Ehe war eine Institution, die es sowohl in der antiken wie in der germanischen Welt längst vor dem Christentum gab und deren Bedeutung zu allen Zeiten weit in den Bereich des weltlichen Rechtes ausgegriffen hat. Sie ist erst sehr allmählich in jene allgemeine Verchristlichung einbezogen worden, die unserem Kulturkreis sein unverwechselbares Gepräge gegeben hat. Schon die spätantike Kirche bemühte sich, eine reinere und edlere Auffassung von der Ehe zur Geltung zu bringen und durch eine Erschwerung der Scheidung dem Ideal der unauflöslichen Ehe wenigstens näherzukommen. Über allgemeine Postulate dieser Art aber kam sie kaum hinaus; materiell galt für sie das hergebrachte Eherecht der Römer. Die christliche Antike hat der mittelalterlichen Kirche eine formulierte Glaubenslehre und ein stabiles Verfassungsgerüst, aber noch keine systematische Ehelehre vererben können.

Seitdem sich die Staats- und Rechtsordnung germanisiert hatte, fehlten dazu erst recht die Voraussetzungen. Zwar eignete auch den Germanen ein sehr lebendiges Rechts-